

Hutten, Vagant und Polemiker

Autor(en): **Flake, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1929)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hutten, Vagant und Polemiker¹⁾

von Otto Flake

Die Syphilis erst hat Hutten zum Vaganten gemacht. Er verschwand aus Leipzig, unbekannten Zieles. Was er getrieben und gedacht, wie er sich durchgeschlagen und abgefunden hat, darüber schweigen die Quellen. Dem Gedicht an Trebelius läßt sich entnehmen, daß er « *servilia carmina* » schrieb – unterwegs nach Scholarensitte mit reimendem Finger an die Türen klopfte: das ist alles. Die lateinische Beredsamkeit, dem deutschen Wesen fremd, aber Zuchtmeisterin für Form und Ausdruck, eine literarische Advokatenkunst, die aus allem, was ihr vorgelegt wurde, ein Fünfhundert Hexameter zu machen verstand, ging in diesen Monaten auf der Landstraße nicht neben ihm her. Zu seinem Lob gereicht es.

Eine große Lücke klappt zwischen Anfang 1508 und Sommer oder Herbst 1509, wo er in Greifswald auftaucht. Es gibt in jeder Biographie, deren Gegenstand ja ein Mensch ist, Stellen, wo das reichste wissenschaftliche Material so wenig hilft, daß es geradesogut fehlen kann. Worin besteht denn dieses Material? In Briefstellen, Bücherstellen, Aktenstellen, alles Dinge, die den Rang von Hilfsmitteln haben.

Er ist sich selbst zum Ekel. Seine Wunden riechen; wenn nicht Eiter aus ihnen fließt, dann zersetztes Blut. Zwar wendet man sich von dem Verseuchten noch nicht aus moralischem Widerwillen ab, wohl aber aus Furcht, Abscheu, Unlust. Er folgt dem Instinkt des auf sich Gestellten, kein Mitleid zu fordern, wenn es ihm schlecht geht. Es ist der stoische Instinkt des Tieres, sich aus dem Spiel zu ziehen, sobald der Tod oder eine andere Unabwendbarkeit kommt.

Von Fremden kann er ein Stück Brot, ein Bündel Stroh annehmen, vor Freunden sich nicht so elend zeigen. Zunächst ist alles aus, die stolzen Pläne, die man träumte, wenn man Hutten hieß, das ritterbürtige Bewußtsein, auf das nicht verzichtet, wer es hat. Er läßt nicht die wichtigstuerische Beredsamkeit neben sich gehn, wohl aber, dahinwandernd, zwischen zwei Badern, hält er Zwiesprache mit inneren Personen. Da ist der Ehrgeiz, der wissen will, was nun aus ihm wird.

Wahr ist, er hat sich, ein paar Jahre zuvor, aus seinem Stande begeben und eine Laufbahn eingeschlagen, die den Söhnen kleiner Leute

¹⁾ Aus dem bei S. Fischer, Berlin, erscheinenden Buch *Ulrich von Hutten*.

Erhöhung bedeuten mag. Ihm ist sie eher ein Weg, auf den man ihn gestoßen hat. Er ist auch bereit, zu sagen, den er gewollt hat. Alle Wege führen nach Rom, das für Ruhm, Wirkung und Namen steht.

Nicht ewig hätte er Verse wie Vergil und Horaz geschrieben, schon eher wie Lukian die Feder gespitzt. Der Papst krönte zum Dichter, und der Kaiser – lieber der Kaiser. Lieber den Kaiser gegen den Papst unterstützen, immer kehrten Zeiten wieder, in denen ein Arminius not tat. Konnte man kein Ritter vom Schwert sein, wurde man einer vom Geist, aber Ritter. So oder so, es war eine Lust gewesen, zu leben.

Welcher Hohn, daran zu denken, wenn man sich jetzt in einem Glas betrachtete, ein Lazarus, ein armer Hiob von Ritter, ein Ritter von der Landstraße. Ein Niemand war man, Nemo, Outis, wie Homer sagte und Rhagius gelehrt hatte. Schrieb er je wieder etwas, konnte er es als Nemo hinaus schicken.

Ritter zu Pferd ziehn vorüber; sie werfen dem Scholaren am Rand weniger als einen Blick, ein Geldstück zu; er ist niemand für sie, mit denen er doch reiten könnte. Ein Dorfpfarrer fragt ihn neugierig, wie er heiße – Nemo, hochwürdiger Herr. Die Antwort macht ihm Spaß, er denkt sich beim Weitergehn Nemosätze aus: Niemand ist in der Liebe treu, niemand zählt die Schar der Sterne; niemand kann zwei Herren dienen, niemand das Geschehene rückgängig machen.

Sein Geist hat sich verspielt, stöhnend kehrt er zur Wirklichkeit zurück. Niemand weiß von ihm, niemand hilft ihm, es sei denn er selbst. Der Haß gegen den Tod in den Knochen flammt auf; er wird ihm eine neue Schlacht mit Bleiweiß liefern, in der nächsten Stadt, in Berlin, in Stettin, auf dem Weg aus der Welt, dem er folgt.

Es tut wohl, sich selbst zu verbannen, gegen sich selbst zu wüten, die Hunde hinter sich zu hören, nicht mehr Hutten zu sein, der seinen Wahlspruch « Ich hab's gewagt » schon ausgedacht hatte. Ich hab's gewagt, ich werd' es wieder wagen – der Kreislauf seiner Gedanken beginnt von neuem. Das Nemomotiv kehrt wieder. Woran erinnert es ihn nur?

Seine Gedanken sind nicht beieinander, aber nun fällt ihm ein: hat er nicht neulich ein Schriftchen in der Hand gehabt, den Neudruck eines alten Prosagedichtes vom heiligen Niemand, geschrieben vom armen Heinrich, der in bittere Armut geriet, dreihundert und mehr Jahre sind es her? Jetzt erinnert er sich auch an den Anfang: «*Vir quidam erat in terra nomine Nemo. Et erat vir ille ut alter Jop inter omnes Orientales. Magnus namque erat sanctus iste Nemo in genere et prosopia,*

magnus in potentia, magnus in scientia, magnus in clementia, magnus in honore et reverentia, magnus in audacia.» ...

Ob Hutten, durch die utopische Schilderung des Celtis von den Lap-
pen verlockt, einen Versuch gemacht hat, nach Schweden zu kommen,
ob ihn die nördlichste Universität der Christenheit, Upsala, lockte, ob
er sich einem Fischer verdang, mit dem er in einen Sturm auf der Ost-
see geriet – er hatte ein Abenteuer zu Wasser und ging danach in Greifs-
wald vor Anker, seiner fünften Universität.

Unter Verzicht auf die Adelspartikel ließ er sich als Kleriker aus (der
Diözese) Würzburg wohl im Sommer 1509 eintragen, *gratis quia spoli-
atus omnibus bonis*: gebührenfrei, weil aller Mittel entblößt. Im Hause
des Bürgermeisters Wedego Lötze fand er ersten Beistand und Unter-
kunft. Da Lötze die Frankfurter Messe besuchte, war er wohl Kauf-
mann. Sein Sohn Henning Lötze hatte 1503 in Siena den *Doctor utrius-
que* gemacht und war nach der Heimkehr Professor des Römischen Rech-
tes geworden.

Hutten seinerseits fehlte es nicht an Namen und Würdenträgern, mit
denen er dem Sohn des Handelsherrn aufwarten konnte. Wenn er er-
klärte, daß seine Verwandten oder Gönner die Auslagen zurückerstatten
würden, sobald sie seine Briefe erhalten hätten, konnte er sein Gewissen
damit beschwichtigen, daß die Hilfe denkbar war. Als sie ausblieb, wurde
das Verhältnis zu den Gastgebern gespannt. Vielleicht kam es jetzt erst
an den Tag, daß der Vater die Hand von ihm gezogen hatte.

Auch geriet man wegen Fachfragen aneinander; der Professor war
ein Anhänger der alten Bildung, der junge Hutten wird sich höhnisch
geäußert haben. Er deutet an, daß man auf sein gründlicheres Wissen
eifersüchtig war, und stellt in den *Querelen*, der mehr als gründlichen
Schilderung dieser Vorgänge, Henning Lötze als einen Prasser ohne
geistige Interessen hin.

Bald wird ihm gesagt worden sein, er tue am besten, wenn er das
Haus verlasse; bald, vorher müsse er die Schulden abtragen. Der ältere
Lötze war ein Mann, der nicht lange fackelte; Anno 1491 hatte er einen
Studenten Berndes durch die ihm unterstellten Stadthäscher aufgreifen
und im kalten Gefängnis an seinen Wunden sterben lassen, wofür er
sich verantworten mußte.

Er griff zu einem ähnlichen Mittel, als Hutten verschwand. Der Pro-
fessor leugnete später, seine Einwilligung gegeben zu haben; Hutten
behauptete es. An einem kalten Dezembertag schlug er den Weg nach
Rostock ein, sogar das Meer sei gefroren gewesen. Als er eben einen

Sumpf überschritt, brachen Reiter aus dem Gebüsch und zwangen ihn, die vom Bürgermeister vermutlich aus dem Warenlager überlassenen Oberkleider auszuziehen; selbst ein Bündel mit Büchern und Manuskripten nahmen sie ihm ab. Er solle den Leuten etwas vorsingen, dann werde er schon wieder zu einem Rock kommen.

Ein demütigender Augenblick für einen Ritter. Dieses Gefühl mag den Haß erklären, mit dem er die einzige Rache nahm, die ihm möglich war, die literarische. Erhebend ist sie nicht; die Ausnutzung eines formalen Rechtes durch den reichen Mann freilich noch weniger und auch dann nicht, wenn ein Exempel gegen die fahrenden Studenten fällig war. Der Zustand der Wunden wurde durch die Kälte und den langen Marsch so schlecht, daß Hutten in einer Rostocker Herberge aufs Krankenlager sank.

Um Speise und Trank wird es nicht gut bestellt gewesen sein. Er tat das einzige, was er tun konnte, ließ Professoren des « Gymnasiums » und vornehme Studenten von der Not des Herrn von Hutten wissen; auch legte er Verse bei, wie es in der studierten Freimaurerei üblich war. Er fand einen edelmütigeren Helfer als in Greifswald, den Professor der Artistenfakultät Ekbertus, der nach seinem Geburtsort *de Harlem* hieß.

Ekbert war damals Regent der Burse zur Himmelspforte, bewohnte als Junggeselle sein eigenes Haus und suchte den kranken Poeten auf, um ihn zu sich einzuladen. An seinem Tisch kam Hutten wieder zu Kräften, er erhielt auch Geld von Ekbert. Andere Rostocker kümmerten sich um ihn, er hielt ihnen Vorträge. In den *Querelen* gedenkt er ihrer, vor allem Ekberts, der über fehlenden Dank nicht klagen darf.

Man stelle sich vor, daß heute ein Student in Rostock eine solche Polemik gegen einen Professor in Greifswald und den zweiten Bürgermeister obendrein veröffentlichen wolle, mit sechzehn Widmungen an die Rostocker Professorenschaft und zustimmenden Gutachten zweier auswärtiger Hochschullehrer – es ist unausdenkbar. Was liegt vor, die so oft behauptete gemeinsame Front der Humanisten gegen die alte Richtung? Das hieße, in diesem Fall wenigstens, den Tatsachen Gewalt antun.

Richtiger ist, auf eine Naivität der Zustände zu schließen, den später so unermesslichen Unterschied zwischen Lehrer und Schülern noch nicht für absolut zu halten. Kleriker und Mitglieder der geistigen Republik waren alle; man darf von einer fließenden « katholischen » Demokratie sprechen; erst nach der Verweltlichung begann die Aus-

formung einer andersgearteten, schrofferen Hierarchie beamtenhaften Charakters.

Eine greifbare Wirkung hatte die Anklage freilich auch damals nicht. Was die beiden *Losii* taten, ist unbekannt. Da sich von den *Querelen* nur drei Exemplare in Deutschland und eines in London, dieses mit Korrekturen und Widmung von Hutten selbst, erhalten haben, schafften vielleicht die Lötze die Schrift unter der Hand aus der Welt. Aber Hutten hat sie sicher an einige Dutzend Gelehrte geschickt und doch keine Wirkung verspürt.

Die guten Professoren in Frankfurt gaben zwar in den Gedichten, die sie beisteuerten, zu bedenken, wie gefährlich es sei, einen Dichter zu beleidigen, der alle Götter zum Schutz und alle Poeten zum Beistand habe. Jedoch, der Gegenstand war zu geringfügig. Formal hatte der Gläubiger das Recht, sich am Schuldner schadlos zu halten; Hutten konnte froh sein, daß die Polizisten des Bürgermeisters ihn nicht gefangensetzten.

Die Überschätzung des Wortes ist eine der Erfahrungen, die jede Generation macht. Manche merken nie, daß es hier um eines der größten Probleme der Menschenwelt geht, in der die Macht und der Geist nebeneinander herlaufen, ohne sich je auszugleichen; wer es nicht merkt, bleibt Literat.

Ohne Zweifel bestand für Hutten diese Gefahr – eine neue, sich erst andeutende Gefahr in einem Zeitalter des Übergangs. Um es zu wiederholen: wir Späten sehen, wie naivgläubige Impulse, z. B. die der Bildung, im Lauf einiger Jahrhunderte die Problematik entwickeln, die allem Menschlichen einwohnt, und sind eben dadurch zu einer abschließenden Betrachtung befähigt. So begreifen wir auch das Leben Huttens als die Tragödie des Menschen, der zwischen den beiden Lagern der Macht und des Geistes steht und die Macht durch den Geist gestalten zu können glaubt.

Die Beurteiler, zumal die von vornherein nicht freundlich gesinnten, wissen über die *Querelen* nicht viel zu sagen. Aber für eine Betrachtung, der es gleichgültig ist, ob ein Werk Ewigkeitswert hat, da sie in Werken nur Werkzeuge sieht, sind die *Querelen* das erste Dokument des echten Huttenschen Geistes: eines Genies der Polemik, das der erregenden Vorstellung bedarf, eines Gelegenheitsschriftstellers in dem Sinn, der Goethe veranlaßte, sich einen Gelegenheitsdichter zu nennen.

Solange der große Anlaß fehlt, der überpersönliche, etwa nationale, soziale, begnügt man sich mit dem kleinen, den eine Vergewaltigung

auf der Landstraße hinten in Pommern liefert. Die Hauptsache ist, daß ein Gegner vorhanden sei; man nimmt ihn, wo man ihn findet, und ver-rät damit, zu welcher Kategorie man gehört: derer, die erleben.

Wer vom Erlebnis ausgeht, sich nämlich zu den Dingen dann äußert, wenn die Dinge zu ihm kommen, ist geborener Außenseiter der Gesellschaft, die ja ihre Hauptaufgabe darin sieht, den jungen Leuten diesen viel zu unbequemen und gefährlichen Subjektivismus zu ersparen, daher sie das Schema der herkömmlichen Kategorien erfunden, in das ruhelos dahinströmende Leben die Ordnungssysteme gebaut hat.

Es ist unwahrscheinlich, daß Hutten Humor gehabt hat – was Scherz, Witz, gute Laune nicht ausschließt. Er hat nicht die deutsche Spielart des Humors gehabt, die verzeiht, sich abfindet, ihren Frieden mit einer so beschaffenen Welt macht, nicht den Wilhelm-Raabe-Humor der demütigen Liebe. Der so sehr deutsche Hutten ist darin gar nicht deutsch.

Man kann darüber spotten, daß der junge Mann gegen die Lötze mobil machte, was mobil gemacht werden konnte: die Götter, Christus als Helfer der Erleidenden, den Rechtsanwalt, der den Prozeß führte, sämtliche Professoren in Pommernland, den Herzog und seinen Sekretär Stojentin, den Vetter Ludwig von Hutten, der dem alten Lötze auf dem Weg zur Messe in Frankfurt am Main den Weg verlegen soll, den Bischof von Bülow, Eoban, Crotus und zuletzt das halbe gelehrte Deutschland, zu dem er nun die Muse ausschickt, eine Muse, die am liebsten zum Generalmarsch getrommelt hätte.

Man kann spotten, aber welch ein Organisationstalent; ein Blick für das Maximale und Äußerste, für das durchgreifende, ganz große Aufgebot, für den Vorstoß ins Zentrum und darüber hinaus wieder zum fernsten Außenwerk – für jenes gemeinsame Vorgehn, das Strauß als Solidarität unter den « freien und schönen Geistern » der Gelehrsamkeit auslegt. Diese Energie hat eine Achillesverse: den phantastisch extremen Glauben, daß der Aufruf genüge, um Gefolgschaft zu erzwingen.

Zeitlebens wird das Unglück Huttens sein, daß hinter ihm nicht die Macht steht. Und das nun geht doch auf den entscheidenden Augenblick zurück, wo der Zehnjährige in die Isolierung gestoßen wurde. Kein Elternhaus, keine Lenkung der Studien und der Triebe in die passende, von einem vernünftigen Vater gebilligte Richtung, keine wirkliche Jugend, kein tragendes Milieu, auch nie eine Frau, wovon in dieser Männerwelt noch zu sprechen sein wird. Er lag von früh an falsch, wie man im Pferderennen sagt.